

**Andelka Križanović**

**Nicht so weit wie Betlehem**

Meine Mutter war eine Totgeburt. Von der letzten Wehe ans Licht gepresst, hatte sie die Farbe eines leblosen Pfläumchens: blau mit ein wenig Purpur darin. Sie hatte nicht geatmet und sich nicht bewegt, geschrien hat sie auch nicht, also hatte man sie entsorgt. Dass sie schon wieder schwanger war, merkte Großmutter erst, als ihr rechter Daumen blau geworden war, als ob ihr jemand mit Fingertinte nur einen einzigen Fingerabdruck abgenommen hatte. Es war Spätsommer und Erntezeit und die ahnungslos schwangere Angelin Kolak verbrachte jeden freien Augenblick ihres Daseins im Schatten eines Pflaumenbaums: quetschend, kauend, Kerne durch die Luft schießend. Pflaumen waren ihre Schwangerschaftskapriole und weitaus angenehmer als das, was sich ihre Nachbarin und entfernte Verwandte der Kolaks während ihrer Schwangerschaft gönnte. Wenn die Frau von Stjepan glaubte, dass ihr niemand zusah, machte sie sich über die Baugrube hinter ihrem Haus her und schaufelte so viel Sand in sich hinein, bis ihre Zähne knirschten und durch die Sandkörner Verschleiß bekamen. Großmutter hingegen war so versessen auf Brot und Pflaumen, dass sie es nicht einmal erwarten konnte, bis die Pflaumen aufs Brot kamen. Sie pflückte sie noch lebend vom Baum und aß eine Scheibe Brot dazu. In jeder ihrer Schwangerschaften zog sich Angelin Kolak deshalb einen blauen Daumen zu, verschrumpelt vom vielen Pflaumenquetschen und einer viel zu harten Kernspitze, die ihr dabei in die Fingerkuppe stach. Die Dorfgemeinschaft riss dann immer ein, zwei Witze auf Kosten der werdenden Eltern: Großvater erntete den Spott all seiner männlichen Nachbarn, weil seine schwangere Frau „wie ein Orkan“ in seinem Obsthain wütete und er sie nicht unter Kontrolle hatte. „Halte sie von den Pflaumen fern, du Unglückseliger, sonst berstet sie dir noch das Laub von den Bäumen ab!“ - „Unser Nachbar wird dieses Jahr wohl Kräuterschnaps machen müssen, Freunde, seine Frau hat all seine Pflaumen gegessen!“ - „Na dann wollen wir hoffen, dass sie ihm nicht auch noch das Gras wegfrisst!“ Doch Opa ließ

seiner Frau ihre Launen und Oma ließ sich gehen. Der Sommer verging und mit dem Herbst wuchs auch der Bauch für das achte Kind der Kolaks.

Für ihre Totgeburt hatte sich meine Mutter den Februar 1954 ausgesucht, den schlimmsten Winter, den die Alten in ihrem Gedächtnis verzeichnet hatten. Der erste Schnee war schon im Herbst im Jahr davor gefallen und war seitdem nie weggeschmolzen. Die Männer runzelten nervös ihre Stirn: was sollte nur werden, wenn sich am Boden noch der Novemberschnee hielt und seitdem jede Nacht einen Fingerbreit wuchs? Würde man noch den Himmel sehen können? Großmutter hatte andere Sorgen als den harten Winter. Sie hatte an diesem Nachmittag gerade ihre Arme bis zu den Ellbogen in einen Bottich voller Brotteig versenkt. Sie schwitzte, ihre Stirn perlte und an ihren Unterarmen hielt sich der Teig an den Härchen fest. Und dann brach ihr Bauch entzwei. Es war ein bekannter Schmerz, immer gleich, niemals milder. Immerhin geschah es drinnen, im Warmen. In den Jahren zuvor wurde sie beim Wasserschleppen am Brunnen ertappt, ein andermal bei der Heuernte, als sie einen Ballen auf den Wagen laden wollte. Großmutter war praktisch immer guter Hoffnung, aber unerbittlich, wenn es um das tägliche Brot ging. Ihre Arbeit im Haus und im Stall, auf dem Feld und in den Obstgärten wurde, so schien es, nur von den vielen Geburten unterbrochen. Den Tag des Herrn beging Großmutter selten, dafür war sie als seine Magd viel zu sehr eingespannt. Sie wusste, dass sie die Gesetze der Schwangerschaft arg strapazierte. Aber die bereits Lebenden ernähren hieß, dass die Ungeborenen zurückstecken mussten. Großmutter wusste auch, dass sie das dritte der zehn Gebote ständig übertrat. Für sie gab es keinen Feiertag, den sie heiligen konnte. Die Kuheuter waren auch sonntags voll, die Mäuler auch sonntags hungrig. Es fiel ihr manchmal schwer zu glauben, dass ihr Herrgott sich einen Ruhetag gegönnt haben soll, wenn sogar seine Hühner sonntags Eier legten. Doch sie hätte sich niemals so weit dazu hinreißen lassen, die Eigenwilligkeiten ihres Herrn zu ergründen. Stattdessen sündigte sie, weil sie musste und murmelte beharrlich das Mea Culpa, denn der Herr wusste es

immer besser, auch dann, wenn die Dinge unverständlich schienen und es um seinen Sonntag ging.

Als die erste Wehe an diesem Tag zuschlug, war es wenigstens Dienstag. Mitten am Nachmittag stand Großmutter plötzlich im eigenen Pflaumensaft. Ihre Augen wurden dunkel. Ihre Beine versagten. Die Kinder schlugen Alarm. Im Stall sprang ihr Mann vom Hocker auf und ließ von der Kuhzitze ab - eine Tätigkeit, die er seiner Frau während ihrer Schwangerschaft verbieten musste (sie hatte es zuvor mit ihrem Bauch einmal mehr versucht und war von allein nicht mehr aus der Hocke gekommen). Der Pferdewagen wurde bereitgemacht. Nachbarn eilten herbei: wackere Männer mit imposanten Schnauzern, die sich gerne mit allem und jedem und am liebsten mit dem Schicksal anlegten. Sie waren immer die ersten im Gefecht, und die letzten, die vom Schlachtfeld gingen. Außer bei Schwangerschaften. Egal wie oft sie Väter geworden waren, die erste Wehe erwischte sie immer auf dem falschen Fuß. Großmutter lag wimmernd zum Abtransport bereit und wünschte, die Männer würden aufhören, ihre Entscheidungen in Zeitlupe zu treffen.

"Jetzt, Nachbarin?" fragten sie verstört.

"Ja, jetzt!" presste sie hervor.

"Mitten im Winter!?"

"Ja, wann denn sonst!?"

An vier Deckenzipfeln stemmend trug man die Schwangere aus dem Haus, die Männer wie Venus-Monde um sie kreisend. Der Weg von der Haustür zum bereitstehenden Pferdewagen war verhext, er schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Kolaks besaßen weiß Gott keinen Vorhof, der sich nicht binnen Sekunden erlaufen ließ, doch den Männern war, als würden sie mit ihrer Fracht auf der Stelle treten. Den Bewegungsradius, den Ivo Kolak mehrmals am Tag freischaufelte, sah man fast nicht mehr: er steckte unter einem dicken Schneepfropf, der gefallen war, kaum dass ihm mein Großvater den Rücken gekehrt hatte. Die kleine Prozession ächzte. Großmutter wand sich ein wenig in der Decke: sie versuchte, sich leichter zu machen als sie war, doch es half alles nichts. Der Tag hatte sich bereits gegen alle

verschworen. Es war, als ob die Schwangere eine Tonne Steine in ihrem Unterleib hatte und die Schwerkraft sie in diesem Vorhof mehr als anderswo nach unten zog. Mit einem gemeinsamen *Oooooop!* hoben die Männer sie endlich auf den Wagen, schwer wie ein Möbelstück zur Mitgift. Einer der Männer, Stjepan Kolak, ein Cousin meines Großvaters, spekulierte, ob ihm und seiner hochschwangeren Frau (die, wie jeder außer ihm wusste, heimliche Sandgelüste hatte) eine ähnliche Plackerei bevorstand, stand sie doch auch kurz vor der Niederkunft. Wenn sie sich doch nur gedulden, und das Kind wenigstens bei der ersten Schneeschmelze zur Welt bringen würde, wäre ihm das nicht unrecht! Sein Nachbar, ein stämmiger Typ mit kurzen, kräftigen Gliedmaßen, den alle nur „Brüderchen“ nannten, war vom Schleppen glühend rot angelaufen. Seine Augen vertrugen die Kälte nicht, also sah Brüderchen winters immer so aus, als ob er jeden seiner Schritte beweinen würde; und jetzt rann ihm vor lauter Schnauben auch noch Wasser aus der Nase. Er war jedoch immer für Ulk zu haben und vermochte in seiner Atemnot noch darüber zu witzeln, ob Großmutter, so kugelrund wie sie war, nicht vom Wagen rollen könnte und man sie vielleicht nicht besser anbinden sollte. Sie ist doch keine Wassermelone, meinte Stjepan Kolak. Beim Anblick eines Rakija-Gläschens hätte mein Großvater vielleicht sogar mitgewitzelt, aber an dem Tag war ihm nicht nach Kaschemmenhumor zumute. Barsch durch den Schnee stampfend befahl er dem ältesten seiner Söhne sich um die restliche Kinderschar zu kümmern, nahm darauf Abschied und verfluchte als Letztes den Novemberschnee, der noch nicht geschmolzen war und den Winter, der nicht enden zu wollen schien. Panik und Besonnenheit lagen in dieser Gegend immer so nah beieinander. Als Großvater seinen Sattel festmachen wollte, sah er seine Hände zittern und wusste, dass es nicht von der Kälte kam. Trotz ihrer vielen Bitten um eine mildere Jahreszeit ließ der Herrgott vor der Haustür meiner Großeltern jahraus jahrein die Hölle zufrieren, was wahrscheinlich daran lag, dass er dieses Land so unergründlich liebte. Der Herbstschnee hielt sich bis zum Frühling. Dazu noch diese dunkle, dumpfe, eintönige Kälte,

die einem durch alle Glieder fuhr und sich manchmal – und auch nur für kurz - durch Pflaumenschnaps vertreiben ließ, bevor sie zwischen den Schlücken wiederkam. Selbst die Tageszeiten setzten aus. Das, was nach den Nächten kam, konnte nicht wirklich Tag genannt werden. Keine Sonne, keine Farben, nur ein schaurig-starres Weiß, durch das jetzt der eisige Wind und die Wehen meiner Großmutter piffen. Großvater lief neben dem Pferdewagen her, als liefe er auf Glas. Dem Herrgott konnte er seinen Winterspaß verzeihen, weil man dem Herrgott lieber nicht allzu lange nachtragend sein sollte. Aber das Komitee hatte sich nicht dazu erwärmen lassen, die Straßen in den Dörfern zu asphaltieren. Vielleicht waren die Dörfer für den Asphalt noch nicht modern genug. Die Dorfstraße war das, was die Hufe der Tiere und eine Handvoll Autos breitgetreten hatten. Der Wagen tänzelte auf dem vor Wochen zugefrorenen Schlamm, das Pferd scheute vor dem meterhohen Februarschnee und meine Großeltern zogen durch diese Landschaft dahin.

Großvater schaute nach oben und beschleunigte seinen Schritt. Der Allmächtige schickte den Menschen seine schlimmsten Winter, aber wenigstens machte er seine Flocken weiß; deshalb konnte das, was seit Jahren vom Himmel herunterkam, unmöglich von Ihm stammen. Der Regen, der fiel, war trüb, grau, warm-nass. Wenn man die Wäsche draußen hängen ließ, konnte man den schwefligen Geruch darin riechen; die Hausfrauen waren deshalb immer auf dem Sprung, ihre Wäsche vor der herunterkommenden Brühe zu retten. Den Kindern verbot man, sich im Regen aufzuhalten, auch mit Schirm. Und wehe, sie streckten im Spaß ihre Zunge nach den Tropfen raus. Die Winter, die nach diesem Regen kamen, waren stiller, aber nicht weniger unheimlich. Kleine weiße Flocken fielen, durchsetzt von einem Grau, das an schlimmeren Tagen in Schwarz übergang. Großvater zog jetzt seine Mütze noch tiefer ins Gesicht, aber nicht mehr, um es vor Kälte zu schützen.

„Siehst du das, Angelin, siehst du den Schnee? Sie schicken uns wieder vor die Hunde,“ sagte er zu seiner Frau. „Bedecke dein Gesicht und atme so wenig wie möglich.“ Zu spät, schoss es ihr durch den Kopf. Sie hatte schon mehr als genug an dieser Luft

gekeucht. Wenn ihre Lungen jetzt verrecken mussten, dann verreckten sie eben. Nicht dass es der Luft an Sauerstoff mangelte, es mangelte ihr aber auch an allem anderen nicht: Gestank, Aas und eine ganze Menge an dem, was sie im Radio 'Partikel' nannten. Großmutter kniff ihre Augen zusammen, denn eine Flut neuer Wehen spülte über sie hinweg. Mit irgendeiner Luft musste sie den Schmerz abfangen. Also schnaufte sie auf diesem Pferdewagen, als ob es kein Morgen für sie gab.

Die graue Luft und der schwarze Schnee waren die Primeln einer neuen Moderne, die der Staat mit großem Hurra ausgerufen hatte. Nachdem man 'da oben' einstimmig beschlossen hatte, nur noch aus modernen Bürgern bestehen zu wollen, gehörte zu eben diesem modernen Bürger auch, dass er in Kreißsälen gebar. Nur Tiere brachten ihre Jungen daheim, in Ställen und auf Feldern zur Welt. Keine Hausbesuche mehr, keine Veterinäre oder bucklige Hebammen aus dem Nachbardorf. Wie entlegen das Dorf auch sein mochte, die Sprosse sollten unter dem Neonlicht der Zivilisation die Welt erblicken. Seitdem pilgerten die Menschen bei Wind und Wetter in die Krankenhäuser der Stadt. Ganz von der Sache überzeugt waren sie dabei nicht, aber die Geldstrafe, die ihnen drohte, war einleuchtend genug. Nur bei den gottlosesten Bergvölkern (die weder Kirchen noch Moscheen kannten, wie Großmutter zu sagen pflegte) geschah das Gebären noch am Busen der Natur. Erst wenn eine Handvoll Kinder zur Welt gekommen war, begab man sich in die Stadt um die Brut auf einen Schlag zu registrieren, damit sie alle ein Geburtsdatum bekamen. Ganze Dörfer von Gleichaltrigen gab es. Getauft wurde noch später. Oder nie. Dem Staat lag wenig daran, sich in diese Gegenden zu wagen, hoch oben in den Bergen und auf Felsen, wo die Menschen wie die Bergziegen lebten. Aber das Volk an der Schwelle zur Zivilisation, das hatte mitzuhalten.

Großmutter wurde in ein nagelneues Krankenhaus gekarrt und schnappte an dieser modernen Luft wie ein Fisch. Zwischen den Wehen gelang ihr jedoch so etwas wie ein Schmunzeln: genau wie bei Maria und Josef. Wenn man den Schnee und die Luft wegließ, dann wanderten Angelin Kolak und ihr Mann

geradewegs durch die Wüste nach Judäa. Und war das in der Bibel nicht auch auf Befehl irgendeines Kaisers gewesen? Immer waren es die Kaiser gewesen, die bestimmten, wohin die Armen zu gehen und ihre Kinder zur Welt zu bringen hatten! Gott sei Dank war das Krankenhaus nicht so weit wie Bethlehem.

Großmutter wusste, auf dem Rücken eines Esels hätte sie sich Leib und Leben wund gesessen. Und schlimmer als der Stall in Bethlehem konnte das Krankenhaus nicht sein. Wie viel besser es einem doch ging, wenn man um das Leid unseres ungeborenen Herrn wusste! Selbst im ihrem tiefsten Wehenwahnwitz bewies Großmutter ihre besondere Vorliebe für biblische Leidensgeschichten. Sie litt bei allem und jedem mit, bei Hiob und Esau und Jakob und Maria aus Magdala. Sie litt um den Verrat, den Esau durchlebte und um die Leiden Hiobs und das Schicksal Maria Magdalenas. Aber ganz besonders durchlitt Großmutter die Leiden der Gottesmutter. Wenn in der Kirche die Passionsgeschichte gelesen wurde, zuckte sie immer an der Stelle zusammen, wenn der Schmerz die Jungfrau Maria 'wie ein Schwert' durchbohrte. Das Leid der Welt in Marias Antlitz ermutigte sie dazu, ihr ihr eigenes Leid zu klagen (wohingegen sie bei der Beichte nur ausgewählte Sünden vortrug). Das Ave Maria betete Großmutter aus Inbrunst, das Vater Unser aus Gehorsam. Väter waren sowieso ein schwieriges Thema. Doch mit der Gottesmutter ließ sich einiges Leid erdulden, denn was hatte sie nicht alles selbst erdulden müssen, sie und unser Herrgott in diesem kleinen Stall in Bethlehems kalter Weihnachtsnacht?

Großvater trug andere Gedanken neben dem Wagen vor sich her. Er war so wütend, dass er sich nicht einmal durch das Jesuskind verträsten ließ. Es war bitterkalt und vom Himmel fiel Dreck. Dreck in seine Augen und Ohren und Dreck auf seine Kinder. Er verfluchte einmal mehr die Partei und den Staat. Schwangere durch den Winter auf unasphaltierten Straßen schleppen, das war das Eine. Wären sie nur zu Hause im Warmen geblieben, das Kind wäre sowieso dort zur Welt gekommen, wohin es auch gehört, in die Familie! Stattdessen brachen sie sich beide hier auf der Straße den Hals, er und sein

Pferd - und seine Frau fror und atmete diese Luft, diese Säure, die sich über die Stadt legte und die man nicht einmal mit Seife abwaschen konnte! All seinen Zorn richtete Großvater nun gegen den alleinigen Schuldigen. Der Kommunismus war doch nichts als ein Haufen Knüppel, die dem kleinen Mann zwischen die Beine gelegt wurden! Moderner Staat, dass ich nicht lache! Er schnaubte. Während seine Frau all ihre Karten auf die Jungfrau Maria setzte, war Ivo Kolak Kommunistenhasser aus Überzeugung. Während sie nachts den Teufel fürchtete, hatte er den Anti-Christ längst ausgemacht: er trug Uniformen, hing in Klassenzimmern an der Wand und lächelte von jedem Bild im Halbprofil. Und so viel Edelmüt gab es in der Welt gar nicht, so hochdekoriert dieser Dieb und Meuchelmörder war! Ivo Kolak wählte seine Anschuldigungen immer sorgfältig, auch wenn er sie niemandem an den Kopf werfen konnte. Und der Marschall war ein Dieb, weil er dieses Land dem Volk gestohlen hatte und nicht im Traum daran dachte, es ihm wiederzugeben! Und ein Meuchelmörder war er, weil er zu seinen Freunden schlimmer als zu seinen Feinden war! Es gab viele Tage, an denen Opa seinen Hass auf den Marschall mit Pflaumenschnaps begoss. Er hatte keine politischen Hemmungen, die er versteckt hielt und abbauen konnte, aber durch den Schnaps wurde er in seinen Anschuldigungen weniger sorgfältig. Dann verging er sich an allem, was ihm in dem Augenblick in den Sinn kam: am Marschall, an der Partei, den Generälen, den Funktionären, Lenin, Stalin, an all den Verrätern, deren Luft er jetzt atmen musste. Er nannte sie Diebe, Schmarotzer, Ratten, Teufel, Abschaum, Mörder, Faulpelze, Diktatoren, noch einmal Diebe und vieles mehr. Seine Frau konnte „Ivo, halt den Mund!“ so oft sagen, wie sie wollte: ihr Mann hatte keine Angst vor Spitzeln, die das Komitee ausgestreut hatte um das eigene Volk auszuhorchen. Vielleicht donnerte er aber auch nur mit dem Mute eines Betrunkenen auf den Marschall herab. Vielleicht nahm man ihn in seinem Suff viel zu wenig ernst um ihn zu verhaften. Vielleicht. Gewiss war jedoch, dass das Krankenhaus, in das Großvater an diesem Tag im Februar 1954 auf dem Höhepunkt seiner Hasstirade fuhr, zu einem neuen politischen



Feindbild mutierte: seine Krankenschwestern - Schergen des Kommunismus. Seine Ärzte - alles Parteileute und Sensemänner. Großvater kannte mehr Menschen, die dort gestorben als zur Welt gekommen waren; man ging nur hin, wenn man lebensmüde war. Und genau in diese Hölle brachte er jetzt seine Frau und sein ungeborenes Kind. Er schluckte. Dann rief er brüsk nach hinten: „Dass du dir ja nicht auf halbem Wege einen Scherz erlaubst!“ Ob er damit sterben oder gebären meinte, wusste er selbst nicht genau.

Aufgerüttelt durch die Ermahnung ihres Mannes, erwachte Großmutter aus ihrem kleinen Bibeltraum. Sie fuhr selbst nicht gern ins Krankenhaus und sie kehrte immer verstört und elender zurück, als sie es zuvor war. Ihre Zuversicht, dass Gott ihr Gesundheit geben würde, wog mehr als alle Impfungen, die der Staat neuerdings zur Pflicht gemacht hatte. Gott hingegen war so etwas wie ihr Oberarzt und er hatte immer nur eine einzige Medizin verschrieben: beten und Buße tun. Mit dieser Medizin ließ sich allerdings auch nur die Seele retten. Für alle anderen Leiden hielt Großmutter allerlei Mittelchen bereit, deren Ursprung sie schon nicht mehr kannte, aber von ihrer Wirkung umso mehr überzeugt war. Gegen Haarausfall half Fischöl, bei Fieber legte sie Essigumschläge an und gab dem Kranken Knoblauch zu essen. Hefe gegen Unreinheiten, Ziegenmilch bei hoffnungslosen Fällen, Honig und Melone gegen Asthma. Pflaumenschnaps war das Universalmittel, das alles heilen konnte: Haarausfall und Fieber, Akne und Asthma und Hoffnungslosigkeit. Nur gegen diese Luft konnte nicht einmal der Schnaps etwas ausrichten. Oma Angelin atmete schwer. Sie wurde an einen Ort gebracht, der ihr schon immer unheimlich gewesen war, einen Ort, an dem der Mensch dem Herrgott ins Handwerk pfuschte und an dem man sich nicht dem Schicksal, sondern Ärzten zu übergeben hatte. Gern hätte sie alles in Gottes Hand gelegt. Aber nun war es zu spät. Sie passierten schon die Krankenhauspforte.